Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 38

Artikel: Der Weg ins Leben [Fortsetzung]
Autor: Lilius, Charlotte
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649657

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS

1. FORTSETZUNG

Felice war ein kräftiger Bursche von zweiundzwanzig Jahren und von dem der fünfundsechzigjährige Vater zu sagen pflegte: «Der Name passt zu ihm, wenigstens hat er Glück in der Wahl seiner Eltern gehabt, möge ihm die Wahl einer Frau einst ebenso gut gelingen.»

Das Haus, das Romano gebaut, stand ein wenig abseits, nicht sehr weit von den beiden Häusern Lorenzos und Andreas! Es lehnte sich nicht wie die übrigen Häuser des Dorfes an irgendein anderes an, sondern stand frei, auf allen Seiten von einem Garten umgeben, da. In diesem wuchsen allerdings keine Zierpflanzen, dafür aber um so mehr Gemüse und Kartoffeln, die Mutter Lucia selbst betreute. In der unteren Talsohle, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, lagen die Maisfelder Romanos und bogen sich seine Reben am Hange alljährlich unter der Last ihrer blauen Trauben. Die Häuser Romanos, Lorenzos und Riccardos bildeten zusammen mit der Hütte der alten Theresa eine besondere Fraktion des Dorfes, das im übrigen aus etwa dreissig aneinander lehnenden, ineinander verschachtelten, wie Vogelnester am Berge klebenden Häusern bestand. Es war somit eine kleine Gemeinde, und Kirche wie Pfarrhaus waren dementsprechend bescheiden. Den Arzt musste man kilometerweit herkommen lassen, und die nächste Apotheke lag unten im Grenzort.

Heute abend war Romano besonders gut aufgelegt. Felice, der sein Maurerexamen glücklich bestanden, wurde am folgenden Morgen daheim erwartet.

«Nun wirst du aber einen gefährlichen Konkurrenten in deinem Sohn bekommen», meinte Paolo, der Bäcker. «Bei der geringen Bautätigkeit im Dorf werdet ihr euch schwerlich in die Arbeit teilen können.»

«Felice wird wohl bald wieder in die Fremde ziehen», warf Giulio, der Schreiner, ein. «Hier ist doch kein Auskommen für einen Maurer.»

«Und das Dorf wird sowieso keinen Reiz mehr auf ihn ausüben.»

«Seit die Francesca fort ist, bestimmt nicht», betonte Ignazio, der Sohn des Kaufmanns, in dessen Laden Francesca ein Jahr lang Spaghetti, Schuhbänder, Salami, Lakritze und anderes verkauft hatte. Lorenzo warf dem Sprecher einen bedeutungsvollen Blick zu, als wollte er sagen: «Recht so! gib ihm's nur zu verstehen ...»

Romano aber schüttelte den Kopf «Es gibt Burschen», erklärte er, «die noch etwas anderes als Mädchen im Kopf haben.»

«Und die dabei das Heiraten vergessen, bis sie so alt sind, dass sie keine Kinder mehr kriegen», höhnte Lorenzo.

Aber Romano liess die Beleidigung nicht auf sich sitzen. Er hieb mit der Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten, und der Wein über die sauber gescheuerte Platte hinweg spritzte.

«Das ist immer noch vernünftiger», ruft er, «als jedes Jahr ein Kind in die Welt zu setzen, für das man kaum sorgen kann, und das ohne Erziehung aufwächst, um dann plötzlich eines Tages spurlos zu verschwinden ...»

Das war zuviel für Lorenzo, den Wirt; er musste seine und seiner Frau Ehre verteidigen: «Wer hierher gekommen ist, um uns zu beschimpfen, tut am besten, nach Hause zu gehen, oder ich schmeisse ihn hinaus. Fremde Eindringlinge brauchen wir nicht. Wir können unsern Wein selber trinken!» Drohend schüttelte er die Faust vor Romanos Nase.

Dieser lachte laut auf, fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund, zog eine Münze aus der Tasche und schleuderte sie mit lässiger Gebärde über den Tisch, dass sie zu Boden kollerte. Dann nahm er seine Mütze und ging.

Daheim wartet Lucia bereits auf ihn. Trotz ihrer sechzig Jahre sieht man ihr an, dass sie einst eine Schönheit gewesen sein muss. Das nur leicht ergraute Haar umrahmt eine hohe, klare Stirn, die nur wenige Falten verunzieren, die Brauen sind schön geschwungen, und die Augen darunter blitzen fröhlich und hell. Die gerade, feine Nase und der hübsche Mund, das leicht vorspringende Kinn und der energische Gesichtsausdruck verleihen ihr etwas Frisches, Lebendiges, das einen leicht ihr Alter vergessen lässt.

Neben Romano hat Lucia gute Tage gehabt. Seit ihrer Verheiratung hat sie keine eigentlichen Sorgen mehr gekannt. «Wie unerwartet glücklich hat mein Leben sich doch gestaltet», denkt sie, wie sie daliegt und ins Dunkel hinaus starrt, während Romanos ruhige Atemzüge verkünden, dass er tief und traumlos schläft.

Lucias Mutter war bei der Geburt des Kindes gestorben und ihr Vater bald darauf beim Holzen tödlich verunglückt. Als alleinstehende Waise wanderte sie von Haus zu Haus, ass Gnadenbrot und musste, sobald es ihre schwachen, kindlichen Kräfte erlaubten, tüchtig dafür arbeiten. So war sie schon mit vierzehn Jahren in allen zu einem bäuerlichen Haushalt gehörenden Arbeiten bewandert, befasste sich mit Kinderhüten, Kochen, Flicken, Wäsche waschen und führte alles wie eine Erwachsene aus. Die schönste Zeit für sie bedeuteten jeweils die Wochen auf der Alp, wo sie trotz schwerem Schaffen mehr Freiheit als im Dorf genoss und von niemandem scheel angesehen wurde. Mit sechzehn Jahren kam sie als Dienstmädchen in die Stadt, wechselte ein paarmal die Stelle und fand schliesslich eine Familie, bei der sie sich wohl fühlte, und die auch mit ihr zufrieden war. Nach zwanzigjähriger Anstellung lernte sie Romano kennen und zog mit ihm in ihr Heimatdorf zurück, was wohl in Anbetracht der dort erlittenen schweren Jahre seltsam erscheinen mochte. Irgend etwas — sie wusste selbst nicht was — trieb sie wieder in die Berge hinauf; trotz des viel menschenwürdigeren Daseins der letzten zehn Jahre war sie nie recht heimisch in der Stadt geworden. Sie gehörte eben aufs Land und da auch Romano im Grunde den gleichen Wunsch hegte, waren sie rasch einig geworden, allerdings hätte er lieber in seiner Geburtsgemeinde im Tale gelebt; nachdem er aber mit Lucia ihrem Heimatdorf einen Besuch abgestattet hatte, fühlte auch er sich von den Bergen angezogen und so geschah es, dass sie ihr Heim dort erbauten und Felice in dem selben Dorf zur Welt kam, in dem bereits seine Vorfahren mütterlicherseits das Tageslicht erblickt hatten.

An Felice hatten die Beiden viel Freude. Er war ein guter Sohn, der nicht nur seine Pflicht erfüllte, sondern stets darauf bedacht war, den Eltern möglichst viel von ihrer Last abzunehmen.

«Morgen», dachte Lucia, «morgen ist er wieder da. Und er wird da bleiben. Wie wir gehört er ins Dorf. Die Stadt ist nichts für ihn, er hat es oft genug geschrieben.» Und sie sah ihn bereits in Gedanken den steilen Pfad zum Dorf hinaufgeklettert kommen, ein stattlicher, breitschultriger Bursche mit einem fröhlichen, braunen Gesicht, das gerne lachte und dabei eine Reihe blitzend weisser Zähne zeigte. Kein Wunder, dass er den Mädchen gefiel. Ebenso leicht erklärlich war es wohl, dass er ein Auge auf Francesca, die Dorfschönste, geworfen hatte. Ein stattliches Paar hätten die beiden abgegeben. Trotzdem war Francesca kein Mädchen für Felice, und seit sie fort aus dem Dorfe und Felice seinerseits in der Lehre war, hoffte Lucia, dass er das Mädchen vergessen haben möchte. Allem nach hatte Francesca das unstete Wesen und ruhelose Blut ihres Grossvaters geerbt. Schönheit allein genügt nicht zum Lebensglück. Nein, Felice sollte seine Gefühle lieber Cecilia zuwenden. Auch diese besass allerdings keine irdischen Güter, dafür aber ein gutes, frommes Gemüt und ein warmes Herz, und das bedeutet mehr. Cecilia könnte sie sich wohl als Schwiegertochter vorstellen ...

Gerade wie Lucia so weit in ihren Gedanken gekommen war, vernahm sie ein seit

sames, noch nie gehörtes Geräusch. Es schien irgendwo aus der Höhe zu kommen, wuchs, schwoll an, wurde immer gewaltiger, ungeheuerlicher, erschreckender. Sie hatte plötzlich das Gefühl, als käme der Berg über sie herab. Sie entsann sich eines Steinschlags, den sie vor Jahren als Kind miterlebt hatte. War es nicht ein ähnliches Tosen und Dröhnen gewesen?

Mit einem Schrei fuhr sie auf: «Romano!» Doch, ehe er antworten konnte, war alles bereits vorüber ...

In der Osteria war alles still geworden. Die letzten Gäste hatten sich nach Hause begeben. Mutter Claudia hatte längst die Kleinen zu Bett gebracht, auch Fausto schlief den Schlaf des Gerechten. Sie selbst hatte noch die letzten Gläser gewaschen, die Tischplatte gefegt und das Holz im Kamin für morgen geschichtet. Dann war sie die schmale Treppe mit den knarrenden Stufen emporgeklettert und stand nun im Dunkel der Kammer, wo Lorenzos lautes Schnarchen verkündete, dass sie von seiner Seite für heute nichts mehr zu befürchten hatte. Langsam nestelte sie ihr Mieder auf. Sie wagte nicht, Licht anzuzünden, um ihren Mann nicht zu wecken und seinen Zorn heraufzubeschwören. Mit einem Seufzer schlüpfte sie unter die Decke.

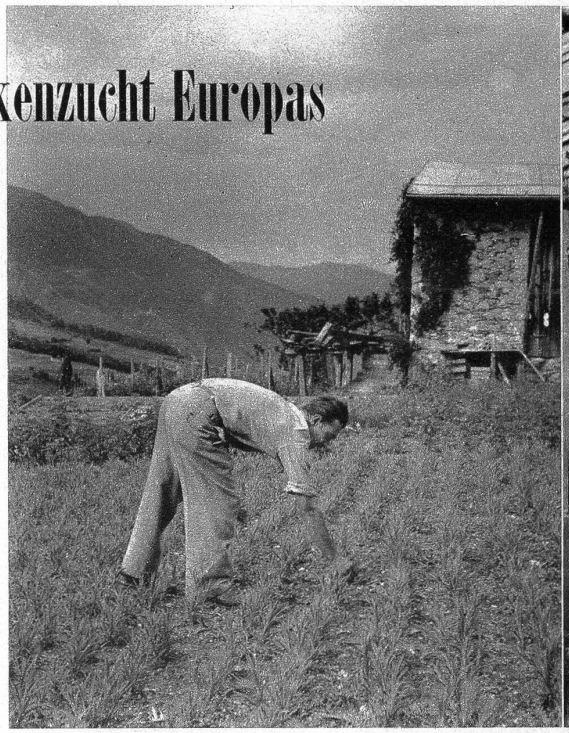
Mit ihren fünfundvierzig Jahren sah Claudia älter aus als Lucia. Letztere hatte gute Tage, während Claudia ... Der Neid frass an der Aermsten. Wohl hatte auch Lucia eine harte Kindheit und Jugend hinter sich, heute aber ging es ihr gut, viel zu gut, während sie, Claudia, ihr ganzes Leben hindurch vom Unglück verfolgt gewesen war. Jetzt hätte sie gerne mit Lucia getauscht. Nein, sie hatte nichts mehr zu hoffen, jedenfalls nicht für sich selbst. Und für die Kinder? Francesca ja, die würde ihre eigenen Wege gehen, die liess sich nicht so leicht meistern, weder vom Schicksal noch von den Menschen. Sie war eine Rebellin. Ob es ihr zum Glück oder Unglück gereichen würde, war allerdings noch nicht vorauszusehen. Sie hatte das Blut ihres Grossvaters geerbt. Ihn hatte es jedenfalls nicht ins Glück geführt, weder ihn selbst, noch die Seinen. Und Lucia denkt wieder einmal an jenen Morgen, vor vielen Jahren, da sie und ihre Geschwister die verweinte Mutter mit Fragen bestürmten: «Wo ist der Vater?» «Warum ist er nicht da?» «Wann kommt er zurück?» und die Mutter, kopfschüttelnd, nur eine Antwort fand: «Ich weiss nicht.» Niemand wusste es. Sie begriffen bloss, dass er das Dorf, in dem er keine Möglichkeiten, sich emporzuarbeiten sah, verlassen hatte, ohne sich um die Schwierigkeiten der zurückgebliebenen Familie zu kümmern. Viele Männer verlassen ihre Heimatdörfer, um anderswo ein notdürftiges Auskommen zu suchen; aber die andern nehmen Abschied von ihren Familien, sie gehen über den Gotthard, sie schreiben und senden Geld nach Hause. Ihr Vater aber tat vorerst nichts von alledem. Ein halbes Jahr lang hörten sie überhaupt nichts von ihm. Dann kam plötzlich ein Brief aus Afrika. Ein Brief ohne jede Erklärung, noch Adresse, nur mit dem Versprechen, bald Geld zu senden und zwar viel Geld. Darauf folgte wieder ein jahrelanges Schweigen. Die Mutter vergoss keine weiteren Tränen, sie hätten ja doch nichts genützt. Sie schaffte einfach weiter, schaffte doppelt so fleissig, um die vier Kinder zu er-

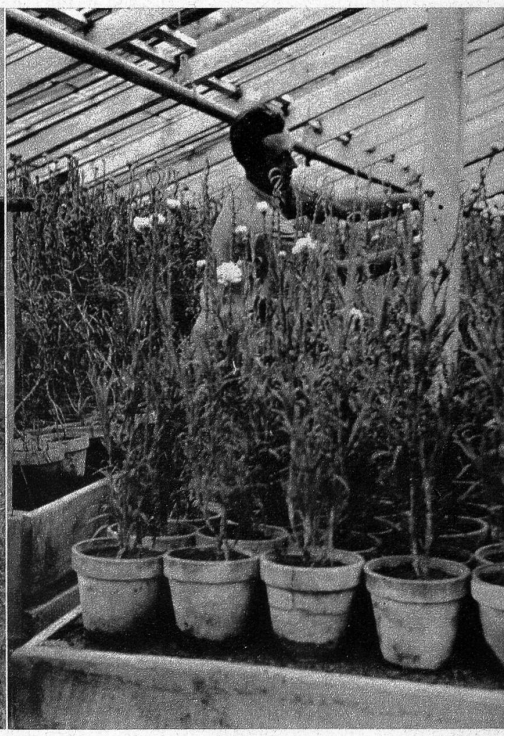
Die einzige Bündner Nelkenzucht Europas

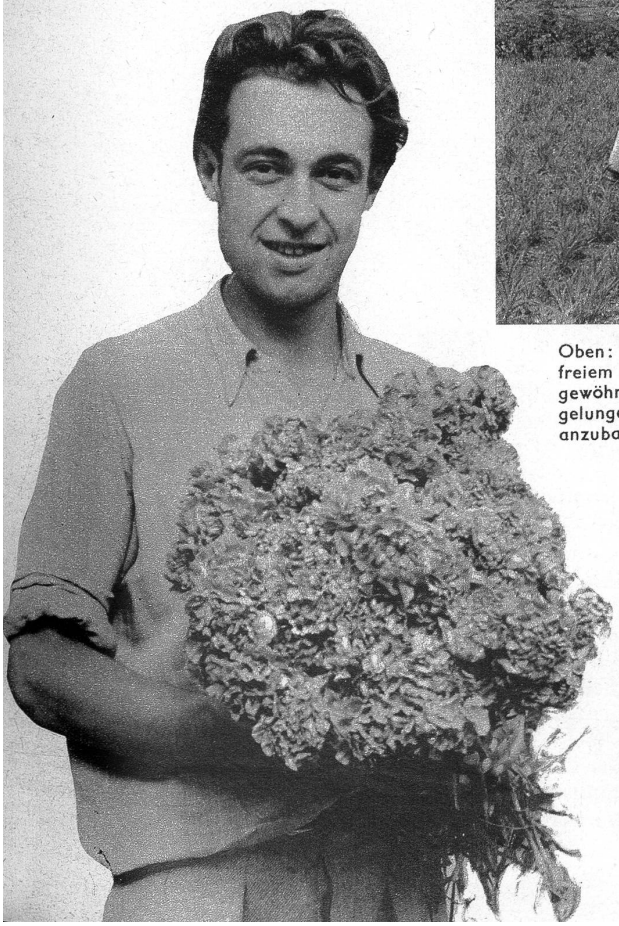
In Santa Maria, dem Hauptort des lieblichen Münstertales, befindet sich die einzige Nelkenzucht in Europa, die noch die echten alten Bündner Nelken, die sog. «Malmaison-Nelken» züchtet.

Diese besonderen Nelken, deren herrlich duftenden vollen Blüten ein charakteristisches Merkmal sind, sollen im 17. Jahrhundert erstmals in Lyon aufgezogen worden sein, woher diese Nelke wahrscheinlich auch den französischen Namen führt. In späteren Jahren kam diese Blume nach England und gelangte dann auf irgendwelchem, heute nicht mehr feststellbarem Wege in die Schweiz. Die Malmaison-Nelke soll im Jahre 1896 erstmals im Dörfchen Lü, weit oben an der linken Flanke des obern Münstertals, aufgetaucht sein, von wo sie nach Santa Maria hinuntergebracht und seither weitergezüchtet wird. Es entspricht aber nicht nur einer Zufälligkeit, dass diese Nelke in einem der bündnerischen Südtäler gedeiht, denn ausschlaggebend für eine solche Nelkenzucht bleibt neben dem Boden vor allem das Klima. Das 1388 m über Meer gelegene Santa Maria scheint sich hierfür besonders gut zu eignen, und ein Rundgang durch die duftenden in rot und weissen Blüten prangenden Anlagen beweist uns eindrücklich das Gedeihen der echten Bündner Nelke.

Jährlich werden hier oben ca. 12 000 Jungpflanzen aufgezogen. Um der steigenden Nachfrage zu entsprechen, will Herr Frontini, ein Nelkenspezialist, die ganze Zucht noch weiter ausbauen. Nachdem sich in den letzten Jahren der Absatz der Nelken mehr oder weniger nur auf das Inland beschränkte, so zeigt nun auch das Ausland reges Interesse, und bereits wurden Malmaison-Nelken nach Norwegen und der Türkei exportiert. —ep—







Oben: Jährlich werden hier etwa 12 000 Jungpflanzen unter freiem Himmel aufgezogen, wo sie sich an die herbe Bergluft gewöhnen. Links: Bereits ist es dem Nelkenzüchter Frontini gelungen, einen Pflanzenexport nach Norwegen und der Türkei anzubahnen. Wir zeigen ihn hier mit einem prachtvollen Strauss leuchtendroter Malmaison- oder Bündner Nelken

Erst wenn die Pflanze ein gewisses Alter erreicht hat und wenn das Wetter kalt und unfreundlich wird, kommt sie unter das schützende Glasdach

(Photos Ed. Probst)

nähren. Sie besassen einen kleinen Acker und hielten eine Ziege; für Milch und Kartoffeln war also gesorgt. Das Brot verdiente die Mutter als Wäscherin oder bei Feldarbeiten. Claudia, die Aelteste, passte auf die jüngeren Geschwister auf. An ihrem sechzehnten Geburtstag erhielt sie plötzlich einen Brief mit einer afrikanischen Marke. Er war vom Vater und enthielt eine Banknote: sie sollte sich etwas Schönes dafür kaufen. Schon lange hatte sie sich ein buntes Tuch gewünscht, wie es die andern Mädchen trugen. Doch die Freude war von kurzer Dauer. Die Mutter sah sie gross an: dein Bruder braucht neue Schuhe. Also ging das Geld für die Schuhe weg. Es war wohl auch besser so. Was hätte sie mit einem Tuch anfangen sollen, sie, die doch nie mit den andern Mädchen gehen, oder gar mit den Burschen tanzen durfte, weil ihre Mutter einen solchen Leichtsinn verpönte. Ueberhaupt hat ein junges Mädchen, von dessen Vater man nicht weiss, wo er herumstrolcht, noch was er treibt, sich doppelt brav und anständig zu verhalten, damit es nicht ins Gerede kommt. Das meinte auch der Pfarrer. In die Kirche gingen sie jeden Sonntag, und das war Claudias schönste Stunde, weil sie dabei ausruhen und ungestört denken durfte. Von der Predigt hörte sie selten viel; wichtige Dinge beschäftigten sie. Zwar war ja nur ein Brief vom Vater gekommen, aber man wusste doch nicht recht, wo er eigentlich weilte, noch was er trieb. Darüber schrieb er nichts, wie die anderen Dörfler, die als Steinmetze, Mineure oder Tunnelbauer ausgezogen waren. Claudia konnte niemandem etwas darüber berichten, und das schien den Leuten verdächtig. Was die Menschen nicht mit Bestimmtheit wissen, malen sie sich nicht gern in den grellsten Farben aus. Claudia war und verblieb ganz einfach die älteste Tochter eines verlaufenen Vagabunden, der gegenüber man nicht vorsichtig genug sein konnte. Als Claudia zwanzig war, tauchte der Vater unerwartet wieder auf, doch bedeutete seine Heimkehr keine Freude für seine Familie. Als gesunder, kräftiger Mann war er ausgezogen, als Wrack, eine menschliche Ruine stand er nun wieder vor ihnen und pochte auf sein Recht, aufgenommen und gepflegt zu werden. Die Sonne Afrikas hatte ihn verbrannt, das Leben ihn gezeichnet. Sie nahm ihn auf, denn sie betrachtete es als ihre Pflicht, und der hatten sie sich niemals entzogen. Er aber war ein Fremder für sie geworden und sollte es den Rest seines Lebens verbleiben.

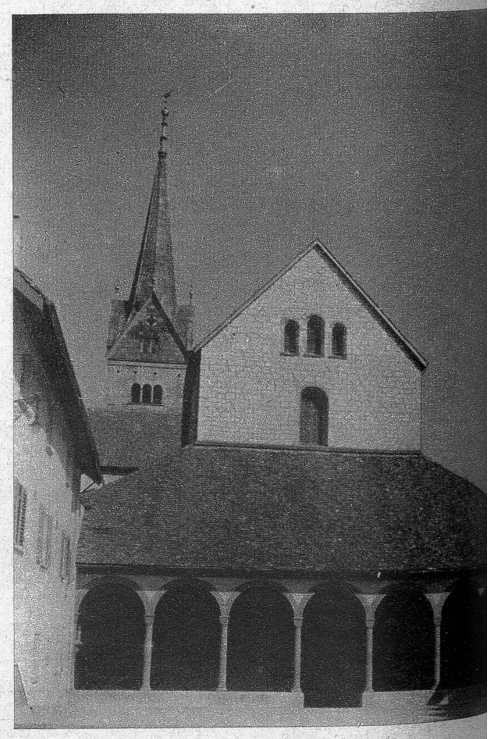
Nie sprach er ein Wort über seine Erlebnisse, sie erfuhren weder, wie er sich durchgeschlagen, noch warum er heimgekehrt war. Aber sie glaubten zu verstehen, dass er den schwarzen Erdteil fluchtartig verlassen hatte, denn er schien eine unüberwindliche Furcht vor allem, was irgendwie mit den Behörden oder der Polizei zu tun hatte, zu hegen. Hie und da, wenn von einem Verbrechen die Rede war, erbleichte er, und seine Hände zitterten mehr als gewöhnlich. Zuweilen schrie und stöhnte er laut im Schlaf, wie einer, der böse Träume hat; dann musste die Mutter ihn wachrütteln. Er arbeitete auch nichts mehr, sondern hockte den ganzen Tag auf der Bank am Kamin und rührte höchstens im Polentakessel, oder legte neue Scheite in die Glut. Seine Augen hatten einen in die Ferne gerichteten Ausdruck, als sähen sie nichts von dem, was um ihn herum vor sich ging. Vergebens baten ihn die Kinder zuweilen, ihnen doch etwas über die Neger zu erzählen. Er sah sie nur mit leeren Augen an, schüttelte den Kopf und wandte sich dann wieder dem Feuer zu. Mit seinen zittrigen Händen und schlotternden Gliedern glich er einem altersschwachen Greis, der ewig fror.

Eines Sonntags, wie sie aus der Kirche kamen, fanden sie ihn tot vor dem Kamin liegend. In aller Stille wurde er begraben, und wenige Tage später sprach man nicht mehr von ihm im Dorfe: er hatte sein Geheimnis ins Jenseits mitgenommen. Die Stellung seiner Familie blieb nach wie vor die gleiche. Claudia musste daher froh und dankbar sein, dass Lorenzo, der Wirt, sich schliesslich um sie bewarb. Trotz ihrer Angst vor dem als brutaler Grobian verrufenen Manne, gab sie ihm ihr Jawort und siedelte mit fünfundzwanzig Jahren in die Osteria über. Die Ehe bedeutete für sie eine Pflicht gegen die Mutter, keine Erlösung für sich selbst, im Gegenteil, sie sollte ihr bald genug zur Hölle werden. Deshalb beneidete sie auch heute noch die Lucia, die nach schweren Jahren schliesslich doch das wahre Glück gefunden hatte. Warum gerade Lucia? Warum nicht sie, Claudia? Gab es denn keine Gerechtigkeit? Nun, vielleicht würde Lucia doch einmal für ihr Glück bezahlen müssen, wenn nicht anders, so durch ihren Sohn Felice. Wer weiss, was aus dem würde? Jedenfalls war er hinter der Francesca her gewesen. Das wusste Claudia wohl, obgleich weder er, noch Francesca etwas hatten verlauten lassen. Sie hatte die Blicke bemerkt, mit denen er das Mädchen betrachtete, eigentlich hatte sie gehofft, dass etwas daraus würde. Felice würde einst ein schönes Haus, Maisfelder und Rebberge und jedenfalls auch ein nicht zu verachtendes Stück Geld erben. Das hätte sie der Tochter gern gegönnt, diese sollte einst ein anderes Leben als ihre Mutter führen. Zwar weiss man nicht, was Lucia und Romano dazu gesagt hätten. Waren die beiden etwa nicht hochmütig? Francesca wäre ihnen wahrscheinlich nicht gut genug gewesen. Nun, die Jungen hätten ihren Willen schon durchzusetzen gewusst. Doch dann hatte Francesca selbst einen Strich durch die Rechnung gemacht, indem sie einfach verschwunden war. Es ging ihr nicht schlecht; sie schrieb regelmässig einmal im Monat. Sie arbeitete in einer Bar im Grenzort. «Es ist zwar keine Stadt», schrieb sie, «aber doch etwas ganz anderes als unser elendes Nest. Ich trage schöne Kleider und zuweilen, wenn ich frei bin, gehe ich tanzen.» Vielleicht würde Francesca ihren Weg allein finden, das heisst, ohne Felice. Es gab ja genug andere Männer, und sie war hübsch, aussergewöhnlich hübsch sogar. Wenn sie sich nur in keine Dummheiten einliess ... Angst und Hoffnung kämpften mit einander in Mutter Claudias Herzen. Francesca war nicht mehr da, aber es blieben immer noch sechs andere zu erziehen. Würde sie mit diesen mehr Erfolg haben? Lorenzo hatte Romanos Bemerkung heute abend sehr übel genommen. Sie selbst scherte sich nicht viel darum. Mochten die Leute sagen, was sie wollten, man konnte ihnen die Mäuler doch nicht verstopfen. Sie hatte ihr Möglichstes getan, um allem gerecht zu werden, mehr konnte man nicht von ihr verlangen. Sie war müde, schrecklich müde ... Nach nichts sehnte sie sich so, wie nach Ruhe. Lautlos kroch sie unter die Decke und schloss die Lieder. Erschöpft sank sie alsbald in einen bleiernen Schlaf, aus dem nicht einmal das Krachen und Getöse draussen sie zu wecken vermochte. Wenige Sekunden nur, und sie hatte die ersehnte Ruhe gefunden: die Ruhe für immer.

Der alte Andrea hatte sich sofort nach der Rückkehr aus der benachbarten Osteria zu Bett begeben und war in einen tiefen, traumlosen Schlummer versunken, so dass auch er nichts merkte, ehe er aus dem irdischen in den ewigen Schlaf hinübergeglitten war.

Nur Riccardo, der Schuster, hatte keinen Schlaf finden können, sondern war, nachdem er sich vergeblich auf seinem Lager gewälzt, wieder aufgestanden, um sich in seine Werkstatt zu begeben, wo er ein Licht anzündete und sich auf seinem Schemel niederliess. Dort sass er dann reglos, die abgewerkten, schwarzen Schusterhände im Schosse, und starrte die Bilder an der Wand an. Seine Gedanken aber weilten andernorts: in der Hütte der schwachsinnigen Theresa und deren Pflegerin Cecilia. Das Mädchen wollte ihm nicht aus dem Kopf. Heute war ihm plötzlich wieder einmal eingefallen, wie Theresa vor achtzehn Jahren mit tränenerstickter Stimme gerufen hatte: «Ich tue mir ein Leid an!» und wie er ihr mit einer höhnischen Bemerkung den Rücken gewandt hatte.

(Fortsetzung folgt)



Oben: Das Münster mit dem Eingang in den Kreuzgang
Rechts: Das Münster zu Schaffhausen, eines der schönsten Beispiele der romanischen Kirchenbaukunst der Schweiz
Rechts aussen: Die Klosteranlage verrät den Geist des Benediktinerordens der Hirsauerschule. In der Mitte breitet sich der Kreuzgang, in seiner Art der grösste, im weiten Umkreis